

Predigt

Marie-Louise Gubler

Gebt uns Raum! (2 Kor 7, 2)

Von einer besonderen Form der „Überforderung“ schreibt Paulus in seinem zweiten Brief an die Korinther: Von der Überforderung des verkannten, ja verleumdeten Gemeindegründers. Anders und doch überfordernd war es wieder bei Bonhoeffer und bei Therese von Lisieux. red

„Gebt uns doch Raum in eurem Herzen! Niemand haben wir geschädigt, niemand zugrunde gerichtet, niemand übervorteilt . . .“ So bittet der überforderte Apostel. Wer kennt dies nicht: den Zwang zur Selbstrechtfertigung? Diese ständige Angefochtenheit? Zwischen Paulus und seiner Gemeinde in Korinth herrscht ein gespanntes Verhältnis. Während der Abwesenheit des Apostels haben Gegner die Autorität des Paulus untergraben, bei einem schweren Zwischenfall anlässlich des Besuchs des Paulus muß es für diesen sehr demütigend ausgefallen sein. Die Infragestellung durch die Gemeinde hat auch das Selbstwertgefühl des Paulus angeschlagen. Was war nur schiefgelaufen? Was hatte er falsch gemacht? Um die Gemeinde zu schonen, war er nicht nach Korinth gereist und hatte statt dessen einen Brief geschrieben „aus großer Bedrängnis und Herzensnot, unter vielen Tränen“ (2 Kor 2, 4). Er tat es aus der Überzeugung, daß die Apostel „nicht Herren über euren Glauben, sondern Helfer zu eurer Freude“ sind (1, 24). Aber diese „Schwäche“ und Rücksicht war offenbar mißverstanden worden. Wie nur konnte das Vertrauen der Gemeinde wieder gewonnen werden? Wie nur die lautere Absicht des Paulus plausibel gemacht werden? Der zweite Brief an die Korinther ist ein erschütterndes Zeugnis eines leidenschaftlich liebenden, aber restlos überforderten Mannes, der der raffinierten Taktik seiner Gegner und der Wankelmütigkeit seiner Gemeinde ratlos gegenübersteht. Schmerzlich für ihn ist auch das Vorurteil, im persönlichen Umgang sei er so unterwürfig, aus der

Ferne aber so unerschrocken: „Ja, die Briefe, wird gesagt, die sind wuchtig und voll Kraft, aber sein persönliches Auftreten ist matt, und seine Worte sind armselig“ (10, 10).

Ausgerechnet ihm, dem unermüdlichen Gemeindegründer, dem um des Evangeliums willen Heimatlosen, ihm werfen sie Fadheit und armseliges Auftreten vor! Es ist eine Erfahrung, die wir alle irgendwann machen müssen: irgendein „Neuling“ tritt salopp und unbeschwert auf, fasziniert durch seine Rhetorik die Gemeinde, „kommt glänzend an“ und geht wieder weg. Vergessen ist die mühsame Aufarbeitung, das tägliche Mühen, die Treue im stillen. Der Seelsorger, die Seelsorgerin, sie empfinden sich als zum Inventar gehörig wie Kirchenbank und Gottesdienstplan. Echos gibt's höchstens, wenn etwas zu kritisieren ist. Und die lähmende Traurigkeit blockiert jede Initiative. Die eigene Lebensgeschichte, die Erfahrungen, das Charisma: sie werden tief eingeschlossen ins verletzte Innere. Der Teufelskreis beginnt.

Es ist durchaus Richtiges gesehen, wenn Thomas von Aquin die „acedia-tristitia“, die lähmende Traurigkeit, als Hauptursache vieler Übel sieht. Und es spricht für seine Erfahrung und seinen Realitätssinn, wenn er als Heilmittel so banale Dinge wie ein Bad, Tränen und Klage, Schlaf und jegliche Erfreuung (delectatio), aber auch das Mitgefühl von Freunden und die Betrachtung der Wahrheit nennt. Es gibt Situationen, wo Argumente nicht helfen, wo die einfachen Dinge des Alltags bewußt getan werden müssen, damit das Koordinatensystem nicht zerbricht. Dietrich Bonhoeffer hat sich deshalb in der Haft auferlegt, jeden Morgen um sechs aufzustehen, um aus der äußeren Ordnung etwas Halt für die innere Ordnung zu finden. Konsequenterweise verweigerte er sich dem Selbstmitleid und dem Bedürfnis, vor Fremden von seinem Zustand zu reden. Mit Gott „Schritt halten“ nennt er diesen täglichen Kampf, bei dem er versuchte, „sich ganz nüchtern an das Tatsächliche zu halten, sich Illusionen und Phantasien aus dem Kopf zu schlagen und mit dem Gegebenen sich zufriedenzugeben, weil man dort, wo man die äußeren Notwendigkeiten nicht versteht, an eine innere und unsichtbare Notwendigkeit

glaubt“. (Briefe vom 20. Februar 1944 und vom 18. Dezember 1943) Das Zerbrechender aller Selbstverständlichkeiten hat Bonhoeffer als tiefe Krise erlebt: „Ganz ohne jeden erkennbaren physischen und psychischen Grund rüttelt es plötzlich an dem Frieden und der Gelassenheit, die einen trug, und das Herz wird, wie es bei Jeremia sehr bezeichnend heißt, das trotzig und verzagte Ding, das man nicht ergründen kann.“ (Brief vom 15. Mai 1943) Wie sind solche Situationen zu bestehen? Bonhoeffer hat unermüdlich gelesen und geschrieben, hat auch im Gefängnis weitergearbeitet. Paulus hat sich seine Ratlosigkeit und Sorge von der Seele geschrieben, hat den Kontakt mit seiner schwierigen Gemeinde immer neu versucht. Auch Therese von Lisieux hat in ihrem erstickend engen Milieu einer sehr mittelmäßigen Klostergemeinschaft, zerrissen zwischen zwei impulsiven und starrköpfigen Erwachsenen, die ihre „Mütter“ waren (als Priorin die eine, als ältere Schwester die andere), einen täglichen Kampf geführt um ihren eigenen, kleinen Weg. Und ihre letzten 18 Lebensmonate sind von einer tiefen existentiellen Krise überschattet: sie ist wie blind, ausgeweglos im „Nebel“ und in der Finsternis. Sie erfährt klar und plötzlich, daß es wirklich die Realität des Unglaubens gibt, und sie macht sich zur Gefährtin der Atheisten. Und sie harrt – auf den Tod an Tuberkulose erkrankt – in der „Nacht des Nichts“ aus im Wissen, daß jeder Kampf dagegen zur Niederlage führen muß: „Mein letztes Mittel, eine Niederlage in meinen Kämpfen zu vermeiden, ist die Fahnenflucht.“ Die Desertion als äußerstes Mittel ihrer Tapferkeit und ihrer Solidarität. So stirbt sie arm und allein.

Was gab diesen Menschen den Mut, trotz allem auszuhalten? Paulus hat es seiner Gemeinde in Korinth gesagt: Jesus „ist das Ja zu allem, was Gott verheißen hat“ (1, 20). Darum dürfen wir zu diesem Ja das „Amen“ sprechen, auch wenn wir nur zerbrechliche Gefäße für diesen Schatz sind (4, 7). Dieses Ja befreit vom Zwang zur Selbstrechtfertigung und läßt die paradoxe Überzeugung wahr werden: „Ich bejahe meine Ohnmacht, alle Mißhandlungen und Nöte, Verfolgungen und Ängste, die ich für Christus ertrage; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (12, 10).

Bücher

Gelungene Synthese zur Eignungsfeststellung für bestimmte Berufe

Hermann Stenger (Hrsg.), *Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung – Beratung – Begleitung*, Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1988, 286 Seiten.

Nicht nur der Ansatz dieses Buches ist hochinteressant (nämlich die Verquickung von Spiritualität und Empirie, von Theologie und Psychologie, von Theorie und Praxis), nicht nur das Autorenteam (Autoren aus verschiedenen Generationen, allesamt mit reichlichem wissenschaftlichen Hintergrund, aber auch mit Erfahrungskompetenz ausgestattet), sondern auch das Buch in seinen einzelnen Abschnitten hält, was der Untertitel verspricht: Klärung, Beratung und Begleitung!

Nach einem geschichtlichen Überblick von F. Wulf, der sich insbesondere auf die Eignung zum Priesteramt hin reflektieren läßt, erfolgt ein pastoralanthropologischer Entwurf zum Thema „Kompetenz und Identität“: H. Stenger unterscheidet zunächst zwischen Fähigkeitskompetenz und Zuständigkeitskompetenz und führt verschiedene Konstellationen an, angefangen von der Kompetenz der Kompetenz (gemeint ist ein glückliches Zusammentreffen von ausreichender Fähigkeit für die vorhandene Zuständigkeit) bis hin zur problematischsten Konstellation, nämlich der Kompetenz der Inkompetenz oder der Inkompetenz der Kompetenz (in beiden Fällen drückt sich ein Auseinanderklaffen von Zuständigkeit und Fähigkeit aus)¹. Der Autor befaßt sich mit berufsspezifischen (theologische Bildung, pastorale Befähigung) und ganzheitlich-personalen Aspekten (aus einer Anthropologie der Kommunikation), mit der Fähigkeit, wirklichkeitsbezogen zu handeln bzw. botschaftsbezogen mit Symbolen umzugehen.

¹ Zwar wäre u. U. eine Formulierung „Kompetenz unter der Bedingung von Kompetenz oder Inkompetenz“ sprachlich exakter; aber gerade die kernigen Formulierungen Stengers drücken die Problematik kompromißlos und unübersehbar aus.